

Rogers: Lernen in Freiheit. München 1977

Schmidt-Grunert: Praxisforschung – Überlegungen zur Integration qualitativer Sozialforschung in das Fachhochschulstudium. In: Standpunkt: sozial 1/1999, S. 31-35

Schulte: Das Profil ist längst gewonnen. In: Bode u.a.: Fachhochschulen in Deutschland. Ohne Ort und Jahr, S. 52-55

Seibt: Ende einer Lebensform. Von Humboldt zu Bologna: Der atemberaubende Untergang der deutschen Universität. In: www.sueddeutsche.de/jobkarriere/artikel/785/119640/print.html; 2008

Sorbonne-Erklärung (Sorbonne Joint Declaration): Gemeinsame Erklärung zur Harmonisierung der Architektur der europäischen Hochschulbildung. Paris, 25. Mai 1998. In: www.bmbf.de/pub/sorbonne_declaration.pdf

Thiersch: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im Sozialen Wandel. München 2000, S. 212

Tremp; Eugster: „Universitäre Bildung und Prüfungssystem – Thesen zu Leistungsnachweisen in modularisierten Studiengängen“. In: Das Hochschulwesen 5/2006, S. 163-165

Waldeyer: Die Professoren der Fachhochschulen als Träger des Grundrechts der Wissenschaftsfreiheit. In: Die neue Hochschule 1/2008, S. 8 ff.

Wasmuth: Was kommt nach dem Bachelor? Personalentwicklung und Weiterqualifizierung in den Bolognastrukturen. In: www.bda-online.de; 2005

Welbers; Graus (Hrsg.): The shift from teaching to learning: Konstruktionsbedingungen eines Ideals. Festschrift für Johannes Wildt zum 60. Geburtstag. Bielefeld 2005

Wintermantel: HRK-Senat fordert Qualitätsoffensive für die Lehre. In fünf Jahren muss Betreuung der Studierenden entscheidend verbessert sein. HRK-Pressemitteilung 44 vom 17. Oktober 2007, Bonn. In: www.hrk.de/de/presse/95_3887.php

Wissenschaftsrat (Hrsg.): Empfehlungen des Wissenschaftsrats zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen bis 1970. Tübingen 1967

Wissenschaftsrat (Hrsg.): Stellungnahme zum Verhältnis von Hochschulbildung und Beschäftigungssystem, 4099/99. Würzburg 1999

Internationalität und Forschung in der Ausbildung der Sozialen Arbeit

Christine Labonté-Roset

Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt, dass internationale Arbeit und Forschung von Beginn an Teil der Ausbildung der Sozialen Arbeit waren und skizziert, wie sie sich entscheidend verändert und weiterentwickelt haben. Ihre häufige gegenseitige Verschränkung hat dabei neue Möglichkeiten eröffnet, die von den Hochschulen noch stärker genutzt werden sollten.

Abstract

The article shows that international work and research have been parts of social work education from the beginning and it outlines their substantial changes and developments. Their frequent interconnections have opened up new opportunities which should be seized by universities more consistently.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit – Ausbildung – international – Forschung – Wissenschaft – historische Entwicklung – Zukunft

Historische Entwicklung

Wenn ich nach dem Profil der Alice Salomon Hochschule Berlin gefragt werde, antworte ich immer: starke internationale und Forschungsausrichtung. Doch dies ist keineswegs ein Profil, das wir uns erst als Hochschule gegeben haben, es war bereits Bestandteil der von *Alice Salomon* 1908 gegründeten ersten Sozialen Frauenschule in Berlin. Bereits 1903 schrieb sie in ihrem Artikel über „Wissenschaftliche Bildung und soziale Frauenarbeit“: „Wenn die Frauen erst in stärkerem Maße und in vertiefter Weise an den großen sozialen Aufgaben unserer Zeit mitarbeiten wollen, dann werden und müssen sie ihre Führerinnen für diese Arbeit aus den Kreisen derer wählen, die eine fachwissenschaftliche Ausbildung dafür genossen haben“ (*Salomon* 1903).¹

Zur bestmöglichen wissenschaftlichen Ausbildung gehörte für *Alice Salomon* selbstverständlich Forschung dazu, was sie 1926 mit der Einrichtung einer Forschungsabteilung an der von ihr gegründeten „Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit“ noch beschäftigte. Nicht weniger gilt dies für die internationale Ausrichtung des Werks von *Alice Salomon* wie auch der Sozialen Frauenschule. Schon in ihren ersten Veröffentlichungen wie zum Beispiel 1896 „Das Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderheim in Bornstedt“ oder 1899 „Kin-

derarbeit in Fabriken“ (Feustel 2004) zog sie internationale Vergleiche heran, und solche Vergleiche waren auch selbstverständlicher Teil des von ihr entwickelten Curriculums. Das Ausbildungskonzept *Alice Salomons* beeinflusste auch die Ausbildung in Skandinavien und in Japan (*Salomon 2004b, Geißler-Piltz; Gerull 2007*). Im Forschungsbereich orientierte sie sich an den Enqueten von *Beatrice* und *Sidney Webb* und in der Methodenentwicklung unter anderem an *Mary Richmond*.

Mit der 1928 auf dem 1. Internationalen Kongress für Soziale Arbeit in Paris beschlossenen Gründung des Internationalen Komitees für Soziale Schulen, der heutigen International Association of Schools of Social Work (IASSW), das dann 1929 in Berlin auf Einladung *Alice Salomons* errichtet wurde, wurde eine bis heute entscheidende Grundlage für internationale Arbeit in der Sozialarbeiterausbildung gelegt.

Sehr früh diskutierte man auf den Kongressen wie 1928 in Paris oder 1932 in Frankfurt heftig über die Frage, ob und wenn ja, wie die jeweiligen nationalen Ausbildungen für soziale Berufe angeglichen werden sollten. *Wagner-Beck, Schweiz* und *Moltzer* aus den Niederlanden plädierten für stärkere Angleichung, *Radlinska, Polen* und *Salomon* eher dafür, die Vielfalt zu erhalten (*Seibel; Lorenz 1998*). Aber alle sechs waren bei der Gründung des Internationalen Komitees Sozialer Schulen beteiligt. Übereinkunft wurde darüber erzielt, dass der Austausch von Studierenden für die Internationalisierung der Ausbildung wesentlich sei: „Erst am fremden Wesen kann man das des eigenen Volkes erkennen. Erst der Vergleich öffnet dafür die Augen und aus Büchern ist das nicht zu lernen“ (*Salomon 2004d*).

Für die Lehrenden waren die internationalen Kongresse zunächst einmal die wichtigere Plattform. Zunehmend an Bedeutung gewannen aber auch Vortragsreisen in andere Länder, wodurch Vergleiche leichter wurden, und 1937 veröffentlichte *Alice Salomon* in Zürich (in Deutschland konnte sie zu dieser Zeit nicht mehr publizieren) die Studie „Education of Social Work. A sociological Interpretation based on an International Survey“ – der erste Vergleich nationaler Ausbildungskonzepte. Diese Studie wurde in den folgenden Jahren viel beachtet und benutzt, vor allem von neu entstehenden Ausbildungsstätten für Sozialarbeit.

Neue Möglichkeiten der internationalen Orientierung

Sieht man also zurück auf die Geschichte Sozialer Arbeit und der Ausbildung hierzu, kann man kons-

tatieren, dass sich die bis heute immer wieder als zentrale Momente der Internationalisierung genannten Instrumente bereits in den 20er- und 30er-Jahren des letzten Jahrhunderts entwickelten. Und hier liegt meines Erachtens ein Problem: Es ist zu fragen, ob internationale Soziale Arbeit auf dem damaligen Stand geblieben ist oder ob sie sich doch verändert und weiterentwickelt hat? Liest man neuere Veröffentlichungen über internationale Sozialarbeit (zum Beispiel *Healy 2001, Lyons 1999, Dominelli; Bernard 2003*), so fällt auf, dass Internationalität zumindest im Ausbildungsbereich immer wieder hauptsächlich über die gleichen, allgemeinen Instrumente definiert wird wie Studenten- und Dozentenaustausch, internationale Vereinigungen und deren Kongresse und eventuell noch, wenn auch seltener, internationale Forschungsprojekte. In der Praxis gilt häufig die Arbeit von Nicht-Regierungsorganisationen, die Projekte in verschiedenen Ländern haben, als international, auch wenn diese auf der nationalen Ebene jeweils unabhängig und international nicht weiter als durch die gleiche Trägerschaft miteinander vernetzt sind.

Ich würde dagegen den Begriff „internationale Sozialarbeit“ und die internationale Orientierung der Studiengänge für soziale Professionen gern, weniger daran messen, was man bössartig auch als Kongress- oder Austauschtourismus (*Lodge 1992*) bezeichnen könnte, sondern daran, was sie für alle Beteiligten an neuen Synergien und Effekten mit sich bringen kann. Und da gibt es meines Erachtens durchaus neue Entwicklungen, die aber bisher zu wenig beachtet werden. Dazu gehören beispielsweise die Entwicklung gemeinsamer „Joint Study Programmes“ oder binationale „Doppelbachelor/Master“, thematische Netzwerke, oder etwas kleiner die Veranstaltung gemeinsamer Intensivseminare oder gemeinsam entwickelte, in das jeweilige nationale Ausbildungskonzept integrierte Module.

Diese neueren Instrumente wurden nicht zuletzt durch das europäische ERASMUS-Programm und durch den Bologna-Prozess unterstützt und vorangetrieben.² Das Erstaunliche dabei ist, dass sie trotzdem von einer Vielzahl der existierenden Hochschulen für Soziale Arbeit noch kaum wahrgenommen werden. Dabei ermöglichen sie meines Erachtens häufig viel direktere Rückwirkungen und Synergieeffekte als die gewohnten „klassischen“ Instrumente. Wobei ich mich keineswegs gegen Studierenden- oder Dozentenaustausch wenden möchte, meine eigene Hochschule bemüht sich, möglichst vielen Hochschulangehörigen dies zu ermöglichen. Wir haben rund 50 Kooperationsverträge mit Hochschu-

len aus der ganzen Welt, die wir mit einem solchen Austausch mit Leben füllen. Aber der Gewinn ist häufig mehr auf der persönlichen Ebene zu finden und wirkt sich eher indirekt auf die beteiligten Hochschulen selbst aus.

Bei „Joint Study Programmes“, Studienprogrammen mit doppeltem Abschluss oder auch schon bei der Erarbeitung gemeinsamer Module gibt es zunächst eine intensive Zusammenarbeit von Dozenten und Dozentinnen der beteiligten Hochschulen, um das Curriculum entwickeln zu können, danach häufig auch in der Lehre und die Studierenden arbeiten und leben in einer international zusammengesetzten Gruppe. Diese Intensität bewirkt auch stärkere Rückwirkungen in die Hochschulen selbst, nicht selten finden Bestandteile aus den gemeinsamen Programmen Eingang in das „normale“ Curriculum der beteiligten Hochschulen beziehungsweise führten dazu, dass schon in den grundständigen Studiengängen Lehrveranstaltungen mit stärkerer europäischer und/oder internationaler Orientierung eingeführt werden, zum Teil auch in anderen Sprachen als der sonst üblichen Lehrsprache. Außerdem wird das Erlernen von ein oder zwei Fremdsprachen gefördert, in einigen Hochschulen ist dies bereits obligatorischer Bestandteil des Lehrplans, so auch in der Alice Salomon Hochschule Berlin.

Thematische Netzwerke sind eine andere Möglichkeit intensiverer Zusammenarbeit. Ich will das am Beispiel des Netzwerkes European Platform for Worldwide Social Work (EUSW) erläutern. Hier sind rund 100 europäische Hochschulen beteiligt, das Netzwerk untergliedert sich in verschiedene Arbeitsgruppen wie zum Beispiel Forschung, Methoden, Internationaler Austausch, E-Learning etc. (siehe www.eusw.unipr.it), die sich regelmäßig treffen, einmal im Jahr gibt es eine Plenarversammlung zu einem aktuellen Thema in einer der Mitgliedshochschulen. Aus diesem Netzwerk entstehen regelmäßige gemeinsame Veröffentlichungen, die zum Beispiel die Kinder- und Jugendarbeit oder die Sozialarbeitsforschung in verschiedenen Ländern oder Reformen der Sozialpolitik in Europa miteinander vergleichen, es entstanden gemeinsame Forschungsprojekte verschiedener Mitglieder, einige Mitgliedshochschulen schufen ein gemeinsames Masterprogramm, es entstand „Virclass“, ein virtueller Klassenraum mit verschiedenen Modulen zur Sozialarbeit, und eine europäische Sommerschule. Dieses Netzwerk bietet damit eine Vielfalt von Beteiligungs- und Begegnungsmöglichkeiten für die Mitglieder der beteiligten Hochschulen und stellt meines Erachtens so eine neue Qualität dar.

Nicht verschweigen will ich, dass *Tatsuru Akimoto* (2004) in seinem Artikel „The Essence of International Social Work and Nine World Maps“ eine noch sehr viel radikalere Vorstellung von internationaler Sozialarbeit zum Ausdruck bringt. Zunächst einmal erklärt er, was für ihn *nicht* internationale Arbeit ist. Dazu gehören nach seiner Auffassung die berufliche Praxis oder Forschung in anderen Ländern als dem Herkunftsland, aber auch vergleichende Forschung, die für ihn eine grundlegende Forschungsmethode darstellt. Auch „North-South-Relations“, „Cross Cultural Social Work“ oder die aktive Mitgliedschaft in IASSW und vergleichbaren internationalen Berufsverbänden stellen für ihn keine internationale Arbeit dar. Wie definiert er nun diese für die Soziale Arbeit? Zum einen als Arbeit, die nationale Grenzen betrifft und mit Problemen beschäftigt ist, die durch diese Grenzen entstehen beziehungsweise solche Grenzen überschreiten. Internationale Soziale Arbeit muss für ihn außerdem die gesamte Weltbevölkerung im Blick haben, sich von nationalen Werten befreien und Ignoranz überwinden. Ich denke, dass die von ihm genannten Bedingungen durchaus Bestandteil der von mir beschriebenen neueren Entwicklungen wie gemeinsame Studienprogramme, Module, Forschungsprojekte oder Netzwerke sein müssen, wenn sie erfolgreich sein sollen. Insofern ist seine Definition internationaler Sozialer Arbeit durchaus zu begrüßen.

Sozialarbeitswissenschaft als eigenständiger Wissenschaftszweig

Bis hierher habe ich mich auf die internationale Orientierung der Sozialarbeitsausbildung konzentriert. Aber wie bereits gesagt, war und ist Forschung heute mehr denn je ebenso zentral. Dabei ist die entscheidende Frage, ob die Sozialarbeitswissenschaft und die Forschung dazu eine eigenständige Wissenschaft darstellt, oder ob – wie es zum Teil Pädagogik und Soziologie still beanspruchen – eine dieser beiden Disziplinen nach wie vor als Leitdisziplin für Soziale Arbeit anzusehen ist. Letzteres rührt daher, dass – historisch gesehen – die Soziale Arbeit Methoden und Instrumente dieser Disziplinen übernommen hat und es auch heute noch tut. Aber sie hat diese Methoden und Instrumente auch für ihre Zwecke weiterentwickelt und damit teilweise drastisch verändert. Außerdem wird übersehen, dass der Ansatz und Anspruch ihrer Forschungen ein anderer ist – nämlich ihre Forschungsvorhaben aus der Berufspraxis heraus und gemeinsam mit ihr zu entwickeln und durchzuführen und die Ergebnisse auch gemeinsam mit dem Resultat einer innovativ veränderten Praxis umzusetzen, welche wiederum auf die Theorie zurückwirkt.

Dieser Ansatz hat sich aus der engen Verknüpfung von Ausbildung und Berufspraxis entwickelt, wie sie für das Studium der Sozialarbeit seit Beginn typisch war und ist, was sich auch in der Einbeziehung von Berufspraktikern und -praktikerinnen in die Lehre widerspiegelt. In der Forschung nun soll diese Verknüpfung durch folgende Vorgaben sichergestellt werden:

- ▲ Fachleute aus Forschung und Praxis bilden ein Team.
- ▲ Sie definieren gemeinsam Feld und Thema, in dem und über das geforscht wird.
- ▲ Sie bestimmen Inhalt, Art und Zweck der Forschung, wobei die Berufspraxis ihre Bedürfnisse, Fragen und Probleme artikuliert und die Forschungsseite hierfür adäquate Untersuchungsmethoden sucht und anbietet.
- ▲ Sie entscheiden gemeinsam über die Art und Weise der Rückvermittlung und Implementierung der Ergebnisse, wobei sie sich bewusst sind, dass die Rückvermittlung der Forschungsergebnisse in die Praxis einen längeren Prozess darstellt, der ebenfalls begleitet und evaluiert werden sollte.
- ▲ Sie sind sich dabei bewusst, dass jede (Inter)Aktion, auch die forschende, den Untersuchungsgegenstand selbst verändert, und versuchen deshalb, auch diesen Prozess als Bestandteil der Forschung einzubeziehen (*Devereux 1976*).

Falls all dies gelingt, unterscheidet sich Sozialarbeitsforschung erheblich von traditioneller sozialwissenschaftlicher Forschung, wobei ein weiterer Aspekt hinzukommen wird. Häufig wird versucht, einen multi- oder transdisziplinären Ansatz zu verwirklichen, um der Komplexität des Feldes und der darin auftretenden sozialen Phänomene gerecht zu werden. Das Forschungsteam sollte möglichst Forschende sowie Praktiker und Praktikerinnen unterschiedlicher Fächer und Berufe umfassen.

In der 100-jährigen Geschichte der Sozialarbeitsforschung gibt es zahlreiche Beispiele von unter diesen Prämissen erfolgreich durchgeführter Sozialarbeitsforschung. Hier ist beispielsweise *Jane Addams* zu nennen, die das „Hull House“ in Chicago für Arbeitsmigranten und -migrantinnen aus vielen europäischen Ländern als Lehr- und Lernort gründete und 1895 gemeinsam mit den von ihr ausgebildeten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern den „Hull House Maps and Papers“ die dortige Praxis beschrieb und analysierte und damit auch die erste Armutsstudie der USA lieferte (*Staub-Bernasconi 1998*). Oder *Alice Salomon*, die zum Beispiel die Methode der teilnehmenden Beobachtung in die Sozialarbeitsforschung einführte und sie zugleich durch Praktikerinnen der

Sozialarbeit beurteilen ließ, damit relativierte und veränderte beziehungsweise ergänzte (*Feustel 2003*).

Heute gilt erst recht „Gerade ‚professional schools‘ wie Fachbereiche der Sozialen Arbeit besitzen dadurch, dass die Praxiserfahrungen von Studierenden in der Hochschule zum Reflexionsgegenstand werden und Anstöße geben für studentische Forschung und die Forschung von Dozentinnen und Dozenten, in dieser Hinsicht ein besonderes Innovationspotential. Die Hochschullehrer/innen an solchen Fachbereichen müssen sich immer wieder auf eine für sie fremde Praxis einstellen und Anstöße geben zu ihrer Reflexion und Erforschung. Es ist sicher kein Zufall, dass neuartige Arrangements des forschenden Lernens, die sich vor allem im Rahmen der Vermittlung von Forschungskompetenzen in der qualitativen Sozialforschung entwickelt haben und auch in einigen Graduiertenkollegs von Bedeutung sind – Forschungswerkstätten ..., aber auch ethnographische Praxisanalyseseminare ..., in Deutschland zuerst an Fachbereichen der Sozialen Arbeit entstanden sind“ (*Riemann 2005*, S. 5). Dies heißt, dass die Sozialarbeitsforschung ebenso wie ihre forschungsnahen Lehre Forschungs- und Lehrmethoden verändert, ergänzt und weiterentwickelt und diese wiederum auf die Forschungspraxis der Sozial- und Humanwissenschaften allgemein zurückwirken und auch diese verändern können.

Forschung und Praxis

Bisher habe ich den Idealfall dargestellt, dessen Realisierung bedeutet, dass gelungene Sozialarbeitsforschung unter den genannten Prämissen meines Erachtens Aktionsforschung im besten Sinne darstellt. Sie stößt dabei allerdings auch auf etliche Fragen und Probleme, zum Beispiel, inwieweit Gleichberechtigung und Kooperation im Forschungsprozess zwischen Forschenden und Praktikern und Praktikerinnen tatsächlich möglich ist. Oder beschränkt sich die Teilhabe der Praxis in der Regel eher auf die kritische Reflexion ihrer Tätigkeit? Wie weit wird so gestaltete Forschung in dem von Traditionen geprägten universitären Feld akzeptiert? Wie kann Verständnis und Erkenntnis mit Aktion verbunden werden? Tatsächlich ist der Prozess der Umsetzung meist langwierig, der herkömmliche Zeitrahmen für Forschung eher beschränkt, vor allem wenn man den Alltag der meisten Hochschulen berücksichtigt, der hohe Lehrbelastung mit unzureichender Ausstattung und mangelnden finanziellen Mitteln für Forschung verbindet. Wie können gute Lösungen hierfür aussehen? Und schließlich, woher kommen die notwendigen Mittel für eine solche zeit- und aufwandsintensive Forschung?

Sieht man all diese möglichen Restriktionen, so erscheint es fast als ein Wunder, dass es offensichtlich dennoch Forschung gibt, der es gelingt, diese Hindernisse zu überwinden und damit auch herkömmliche Asymmetrien im Verhältnis von Forschenden und in der Praxis Tätigen abzubauen. Wie gelingt dies? Vonseiten der Hochschulen bedarf es zuerst einmal einer bewussten Entscheidung für Forschung, zeitliche und möglichst auch finanzielle Ressourcen und entsprechende infrastrukturelle Bedingungen bereitzustellen. Dies ist eher dort zu verwirklichen, wo Forschung als Aufgabe der Hochschulen gesetzlich definiert ist, und dies gilt in Europa keineswegs überall (*Labonté-Roset* 2005). Die Alice Salomon Hochschule tut dies seit längerer Zeit ganz bewusst, was auch dazu geführt hat, dass sie im Rahmen der leistungsbezogenen Mittelzuweisung für die Forschung an erster Stelle der Berliner Fachhochschulen steht. Für die Berufspraxis andererseits gilt häufig, dass sie sich am ehesten Forschung als (möglichst kostenlose) Serviceleistung der Hochschulen wünscht.

Also bedarf es auch hier eines Umdenkens. Dies gelingt aber meistens nur, wenn es Unterstützung von außen gibt. Hier ist als ein außergewöhnliches und in Europa fast einzigartiges gelungenes Beispiel die Aktion „DORE“ (Do research) des „Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ zu nennen, die für die kürzlich gegründeten Fachhochschulen in der Schweiz eine neue Forschungskultur zu installieren half. Zentrales Merkmal dieses Fonds ist die finanzielle Förderung von Forschungsprojekten der Hochschulen in den Bereichen Soziale Arbeit, Gesundheit, Pädagogik, Bildende Kunst, Musik und Theater sowie angewandte Psychologie und Linguistik unter der Bedingung, dass an diesen neben den Hochschulen mindestens ein Praxispartner gleichberechtigt beteiligt ist. Letztere sollen die Finanzierung der Forschungsprojekte zur Hälfte tragen, was entweder durch Bereitstellung von Geldern oder – und dies war in der Regel der Fall – durch Freistellung von Personal für die Mitarbeit am Projekt geschehen kann.

Als eine von fünf zur Bilanztagung der ersten beiden Förderungsphasen von DORE eingeladenen internationalen Experten und Expertinnen fiel mir nicht nur das starke Gewicht der Sozialen Arbeit (60 von 119 geförderten Projekten aus den sieben genannten Bereichen) auf, was sicherlich mit der schon genannten engen Verknüpfung von Ausbildung und Berufspraxis und der daraus resultierenden andersartigen Tradition der Forschungspraxis zusammenhängen dürfte, der die Art der geforder-

ten Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Praxis sehr entsprach. Mindestens so beeindruckend war bei den Vorstellungen einzelner Projekte auf der Tagung beziehungsweise in den vorgelegten Forschungsberichten die teilweise enthusiastische Beschreibung positiver, enger und andauernder Zusammenarbeit zwischen Hochschulforschern und -forscherinnen und Fachkräften aus der Praxis, wobei beide Seiten eine neue Qualität der Reflexion ihrer jeweiligen Tätigkeit entwickelten. Ein anderer der geladenen Experten, *Felice Carugati* von der Universität Bologna, nannte dies „the creation of new professional profile: ... the practioner – researcher as an actor... of the partner organistion“ (*Carugati* 2004). Und er zitierte hierzu *Kurt Lewin*, der bereits in den 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb: „that there is no good general theory which is not rooted in a genuine practice“ (*ebd.*). Damit entsteht beziehungsweise erweitert sich Forschungskapazität über den traditionellen Ort der Hochschule hinaus, die Definition und Konzeption von Forschung selbst ändert sich, wenn sie Bedürfnisse und Forderungen der Praxis aufnimmt und sich in einem andauernden Prozess des Dialogs mit ihnen auseinandersetzt.

Dies stellt eindeutig ein Gegenbild zu herkömmlicher akademischer Forschung dar, in der sich Praktiker und Praktikerinnen eben häufig auf ihre Rolle als reine Auskunftspersonen oder Stichwortgebende zurückgeworfen fühlen beziehungsweise sich als Experten mit ihren Vorschlägen missachtet oder nicht ernst genommen sehen. Dies mag auch für einzelne Projekte bei DORE gelten, generell aber scheint die dort geforderte Projektstruktur den Abbau asymmetrischer Verhältnisse zwischen Forschenden und den Beteiligten in den jeweiligen Forschungsfeldern zu fördern. Damit wirkt so gestaltete Forschungsförderung der auch in der Sozialarbeitspraxis durchaus anzutreffenden Kritik an Theorielastigkeit und Praxisferne der Forschung entgegen.

Was auch von DORE geförderte Sozialarbeitsforschungsprojekte meines Wissens bisher nicht aufgenommen haben, ist die in den letzten Jahren vor allem aus Großbritannien kommende Forderung der gleichberechtigten Einbeziehung der eigentlichen Forschungssubjekte, im Falle der Sozialarbeit also der Klientel sozialer Einrichtungen in das Forschungsteam. Die Kritik dieser „service users“ an der bisherigen Sozialarbeitsforschung lautet, dass bei dieser Art der Forschung wiederum nur „Experten“ aus Ausbildung und Praxis über die Erforschten urteilen und damit auch über ihre weitere Zukunft entscheiden, ohne zu sehen und zu akzeptieren, dass diese

selbst die eigentlichen Experten und Expertinnen für ihre Lage sind (Rosenfeld; Tardien 2000) und durchaus – ernst genommen und mit entsprechender Unterstützung – Lösungen für die Veränderung und Verbesserung ihrer Situation entwickeln können. „Things will only change when we all take their experience [of the poorest of the poors] ... as a reference point for all politics and actions“, wie es der Initiator der Bewegung „ATD, Quart Monde“ als Begründung für ein eigenes Forschungsinstitut formulierte, in dem diese Ärmsten der Armen über ihre Situation und mögliche Lösungswege selbst als Experten und Expertinnen forschen und damit bereits in den 50iger-Jahren des vorigen Jahrhunderts eine erste „Users Involvement-Idee“ schufen (ebd., XVII). Von ihnen wie von der heutigen Klientel der Sozialarbeit, die sich jetzt in Großbritannien zu Wort meldet, wird auch die beste und bestgemeinte Forschung in der Sozialarbeit als „oppressive and disempowering“ (ebd.) erlebt. Konsequenterweise sind in Großbritannien inzwischen eigene Netzwerke von Nutzenden der Sozialeinrichtungen, in erster Linie von Behinderten und „mental health users“, entstanden, die zunehmend eine aktive Rolle in Forschung, aber auch Lehre der Sozialarbeit spielen (Davis 2005). Ein neu gegründetes, staatlich finanziertes „Center for Excellence in Interdisciplinary Teaching and Learning in Mental Health“ der Universität Birmingham erwähnt in seinem Mission Statement ausdrücklich die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Nutzenden von entsprechenden Sozialeinrichtungen als zentralen Focus (ebd., S. 1, Beresford 2005). Zu fragen ist, ob dies einen neuen, weiteren Weg zum Abbau von Asymmetrien in sozial- und humanwissenschaftlicher Forschung weisen kann, der allerdings eine radikale Veränderung aller bisherigen Denkansätze dieser Art von Forschung verlangen würde.

Anmerkungen

- 1 Dies gilt durchaus auch für praktische Modelle, wie zum Beispiel community work (vgl. Müller, C.W. 1999).
- 2 Der Bologna-Prozess ist die Folge der im Jahr 1999 von 29 europäischen Hochschulministern unterzeichneten Bologna-Erklärung über die Harmonisierung des europäischen Hochschulraumes, die heute von 46 Staaten unterzeichnet ist und allmählich umgesetzt wird. Dazu gehören einheitliche, vergleichbare Strukturen wie drei Studienzyklen, stärkere Orientierung am (europäischen) Arbeitsmarkt und stärkere europäische Orientierung der Studieninhalte.

Literatur

- Akimoto, T.: The Essence of International Social Work and Nine World Maps. Sonderdruck 2004
- Beresford, P.: The Changing Role of Professor: Including Everyone's Knowledge and Experience. In: The Mental Health Review 2/2005

- Carugati, F.: In: Aktion DORE. Kompetenzförderung in anwendungsorientierter Forschung an den kantonalen Fachhochschulen. Tätigkeitsbericht 2000-2003. Herausgegeben vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Bern 2004, S. 51
- Davis, A.: Involving Service Users in Research: Lessons from the UK. Manuskript ihres Vortrags auf dem EASSW-Regional-Seminar in Weggis/Schweiz 2005
- Devereux, G.: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt am Main 1976
- Dominelli, L.; Bernard, W.T.: Broadening Horizons: International Exchanges in Social Work Burlington 2003
- Feustel, A.: Theorie-Kulturen in der Sozialen Arbeit: Frauenforschung zwischen Kultur und Zivilisation. Die Forschungen der Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit. Vortrag. Berlin 2003
- Feustel, A.: Nachwort. In: Salomon, A.: a.a.O. 2004a, S. 598 ff.
- Geißler-Piltz, B.; Gerull, S.: Soziale Arbeit im Gesundheitswesen. In: Klinische Sozialarbeit 3/2007, S. 10 ff.
- Healy, L.: International Social Work. Professional Action in an interdependent World. Oxford University Press, London 2001
- Labonté-Roset, Ch.: The European Higher Area and Research-Orientated Social Work Education. In: European Journal of Social Work 3/2005, S. 285-296
- Lodge, D.: Changing Places. New York 1992
- Lyons, K.: International Social Work: Themes and Perspectives. Aldershot 1999
- Müller, C.W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Weinheim 1999
- Riemann, G.: Unzeitgemäße Überlegungen zur Überwindung von Denkverboten und Berührungängsten in der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit – oder auch: Wer sind wir? Ohne Ort 2005, S. 5
- Rosenfeld, J.M.; Tardieu, B.: Artisans of Democracy. How Ordinary People, Families in Extreme Poverty and Social Institutions Become Allies to Overcome Social Exclusion. Lanham/ New York/Oxford 2000
- Salomon, A. (1903): Wissenschaftliche Bildung und soziale Frauenarbeit. In: Feustel, A. (Hrsg.): Alice Salomon – Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Band 1: 1896-1908. Neuwied 1997, S. 202-208
- Salomon, A.: Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften in drei Bänden, Band 3: 1919-1948. Herausgegeben von Adriane Feustel. München/Unterschleißheim 2004a
- Salomon, A. (2004b): Soziale Diagnose. In: a.a.O. 2004a, S. 255
- Salomon, A. (2004c): Warum internationale Wohlfahrtspflege notwendig ist. In: Salomon, A.: a.a.O. 2004a, S. 467 ff.
- Salomon, A. (2004d): Die Wohlfahrtsschule in der sozialen Entwicklung unserer Zeit. In: Salomon, A.: a.a.O. 2004a, S. 420
- Seibel, F.W., Lorenz, W. (Hrsg.) Soziale Professionen für ein Soziales Europa. Frankfurt am Main 1998, S. 15 ff.
- Staub-Bernasconi, S.: Soziale Arbeit auf der Suche nach Paradigmen. In: Seibel, F.W.; Lorenz, W.: a.a.O. 1998, S. 61-100